

So erleichtert vollführt nun Luther sein Werk. Er heirathet, zerstört Mönch- und Nonnenklöster, reizt das Volk zur Empörung, vernichtet alle Verhältnisse. Bei allem diesem Thun unterläßt er nicht, fortwährend neue Narren zu gebären; aus seiner Tasche, aus seinen Kleidern kommen solche hervor. Zuletzt wird er unter die Presse gebracht, um ihm diejenigen lutherischen Narrlein zu entreißen, welche freiwillig nicht aus ihm hervorgehen wollten. Der Kater, der ihn bisher begleitet, verläßt aber auch den befreiten Luther nicht. Vielmehr begehrt er seine Tochter; erhält sie auch zur Gemahlin, muß sie aber, nachdem er sich kaum mit ihr vermählt, aus dem Hause jagen, weil er eine schreckliche Krankheit an ihr bemerkt. Endlich stirbt der Narr nicht eben auf sehr appetitliche Weise. Er war in eine zu gewissen Zwecken bestimmte Grube gefallen, mit Mühe aus derselben gezogen, in seiner Krankheit von Murner getröstet worden, will ohne Sakramente sterben und erregt auch nach seinem Tode heftigen Streit unter seinen Anhängern, die um das einzige von ihm zurückgelassene Erbe, seine Narrenkappe nämlich, in einen heftigen Krieg gerathen.

IV.

Man mag von einem gewissen religiösen Standpunkte aus Murners Satiren noch so sehr verdammen; in einem Punkte wird der Historiker ihm Recht geben müssen, in dem Satze nämlich, daß nach Luthers Tode seine Anhänger und Freunde sich um seine Kappe stritten. Denn auf das große, gewaltige Geschlecht der Reformatoren war in dem Zeitalter der Gegenreformation, das kleine und unbedeutende der Nachbeter und Nachtreter gefolgt. Wo jene mit heiligem Eifer an die tausendjährigen Stämme, die aber innerlich verfault waren, die Art gelegt und an Stelle der ausgerotteten Wälder junge Bäumchen gepflanzt und ihnen die sorgsamste Pflege gewährt hatten, da ließen diese Unkraut zwischen

den Bäumen wild empor wuchern, hemmten die Bäumchen in ihrem Wachsthum, indem sie ihnen Luft und Licht entzogen und schlossen die jungen Pflanzen mit Staketen und hohen Mauern ein. Die Wittenberger Nachtigall war verflungen, die Raben krächzten an ihrer Stelle. Da tobten die Pfarrer von den Kanzeln wider einander, ob Luther so oder so gesprochen, da thaten sie einander in den Bann und eiferten so grob, daß man noch heute einen gewaltigen Schimpfer einen groben Fläz zu nennen pflegt, nach einem der ärgsten Schreier, Matthias Flacius; da eiferten Lutheraner gegen Calvinisten, und Calvinisten gegen Lutheraner; jene gaben einer Kanone die Inschrift:

Die Lutheraner und Zeloten
Sind des Teufels Vorboten,

diese verwandelten die Anfangsverse von Luthers bekanntem Liede in die Worte:

Erhalt' uns Herr bei deinem Wort
Und steur' der Calvinisten Mord.

Und ein Prediger tobte von der Kanzel: „Die Calvinisten sind das Heer des Teufels. Ist doch der elende Heid Ovidius ein besserer Theologe als die Calvinisten, denn ob er wohl nicht weiß, wie er mit seinen Göttern daran ist, so trauet er ihnen gleich wohl soviel zu, daß sie Alles, was sie wollen, zu wege bringen können. Du aber heil- und sinnloser Calviniste, darfst dich unterstehn, dem wahren, allmächtigen Gott die Hände zu binden, daß er durch seine Allmacht nicht könne zu wege bringen, daß Christi Leib und Blut im Abendmahl sei!“

Und während die Friedliebenden und Gutmeinenden, die wahrhaft Frommen und Gläubigen — und es gab deren auch damals eine große Anzahl — trauerten und die unselige Zeit anlagten, stimmten die Jesuiten, diese Soldaten des Papstes, die bald nach der Gründung ihres Ordens im Jahre 1540 Eingang in Deutschland gefunden hatten und hier durch Anschreiben der

Schulen, durch Einschleichen bei den Höfen Einfluß zu gewinnen suchten, ein Loblied an über den Verfall des evangelischen Glaubens. Aber während sie zu triumphiren meinten, erlitten sie eine Niederlage; mitten in ihrem Siegeslaufe hörten sie eine Stimme, die ihnen Halt gebot. Es war die des Johannes Fischart.

Fischart's Erscheinung in der Literatur ist eine phänomenartige. Wie ein Riese steht er da unter den Zwergen, seinen Zeitgenossen. 30 Jahre lang hatte die Satire geschwiegen, nun tritt sie wieder auf und gleich in ihrer höchsten Vollendung; kaum ist sie aufgetreten, so verschwindet sie wieder, fast ohne Nachklang und ohne Einwirkung.

Von Fischart's Leben wissen wir wenig. Auch um ihn haben sich manche Städte gestritten, aber wir müssen Straßburg als seinen Geburtsort betrachten, wohin uns schon Brant führte, wo uns Murner festhielt. In dieser Stadt lebte Fischart, nachdem er auf manchen Universitäten Deutschlands studirt, ganz Deutschland durchzogen, das Ausland, Frankreich und Italien besonders, mehrfach besucht und mit Sprache und Sitten fremder Nationen sich vertraut gemacht hatte. Aber wohin er auch kam, in seinem Herzen blieb er ein Deutscher und ergriff jede Gelegenheit, seinen deutschen Standpunkt offen und frei zu bekennen.

Noch mehr als zu Brant's Zeiten war das deutsche Reich zerrissen, die Autorität der kaiserlichen Macht geschädigt. Gerade die große Blüthe, die unter Karl V. geherrscht hatte, ließ den traurigen Gegensatz um so schmerzlicher empfinden. Aber die Hoffnung auf die Zukunft war nicht aufgegeben, mit vielen anderen Lands- und Gesinnungsgenossen erkannte Fischart, daß die Fähigkeit zu besserer Gestaltung der Verhältnisse in den Deutschen selbst läge, daß es ihnen höchstens an Willen, nicht aber an Kraft gebräche; er mahnte seine Landsleute nicht bloß am Aeußerlichen zu hängen, sondern ihre Liebe zum Vaterlande auch durch Gesinnung und durch die That zu bewähren.

Er versäumte keine Gelegenheit, seinen Patriotismus zu bekunden. Als Georg Vasari seine Künstlerleben beschrieb und in denselben die Behauptung aussprach, daß die Deutschen für die Kunst wenig oder gar nichts gethan hätten, ergriff Fischart die Feder und schrieb gegen ihn.

Vor Allem ist Fischart Satiriker. Er verbindet Reinheit der Gesinnung und Kühnheit der Gedanken mit einer Allgewalt der Sprache, die seitdem nicht wieder erreicht worden ist. Seine Satire richtet sich gegen Alles; Nichts läßt er unverschont. Da ist er wohl manchmal gefragt worden, warum er denn immer auftrete, ob er denn nicht das Schlechte ruhig geschehen lassen könne. Er aber antwortete:

Soll man denn einem Wäscher schweigen?
 Und ihm nicht seinen Pläuel zeigen?
 Soll man denn einem Narren zuhören
 Und ihn nicht wie einen Narren hören?
 Ja, soll man einem Schänder schweigen
 Und ihn der Schand nicht überzeugen?
 Nein, sondern man soll solchen Plauderern
 Den Pläuel um den Kopf wohl schlauderern,
 Ja den Schändern soll man ihr Schänden
 Selbst in ihren eigenen Busen wenden.

Fischarts satirische Schriften lassen sich nach drei Abtheilungen sondern; sie richten sich gegen die allgemeinen sittlichen Schäden, gegen die politischen Zustände, gegen die religiösen Gebrechen.

Gegen die ersteren tritt vornemlich sein Roman die „Geschichtsklitterung“ auf. Wenn man an Fischart denkt, so hat man besonders diesen Roman im Auge, und in der That offenbart sich in ihm sein eigenthümlichstes Wesen, sein großes Talent. Man thut Unrecht, das Buch eine bloße Uebersetzung zu nennen, denn es lehnt sich wohl an Rabelais' Gargantua und Pantagruel

an, giebt eine Bearbeitung des ersten Buches dieses Werkes, aber in Fischart'schem Geiste vollkommen umgewandelt. Gerade aus diesem Roman sieht man die Richtigkeit der Behauptung, daß niemals in Deutschland ein so gewaltiges Sprachbildendes Talent aufgetreten ist, wie Fischart. Dies ist nicht etwa so zu verstehen daß das, was er bildet, schön ist, daß es mustergültig geblieben wäre oder bleiben sollte für die Zukunft, sondern so, daß er mit einer Willkür, in der Niemand ihm gleichgekommen ist, ja die kaum Jemand nachzuahmen gewagt, mit der Sprache geschaltet hat. Die Sprache soll die Hülle, das Werkzeug des Gedankens sein; der Dichter soll die Berechtigung haben, nach seinem Bedürfniß, das ja nicht aus willkürlichem Belieben, sondern aus innerer Nöthigung hervorgeht, Worte zu schaffen, aber niemals und von Niemandem ist von dieser Erlaubniß ein solcher Gebrauch gemacht worden, wie von Fischart. Er will deutsch schreiben, deshalb macht er Fremdworte zu deutschen Worten: Jesuwider, Potengram, procdick, pruchnosticag, mauhlenkolisch; bildet selbständig neue Wörter; liebt besonders die Fülle des Ausdrucks, welche er dadurch hervorruft, daß er Synonyma zusammenstellt, Epitheta häuft; wechselt in der prosaischen Rede zwischen Prosa und Poesie ab.

Von dem Inhalt des Romans läßt sich schwer eine Vorstellung geben und selbst, wenn man sie giebt, der Eindruck nicht beschreiben, welche der Roman auf den jetzigen Leser übt und auf den früherer Zeit geübt hat.

Es ist die Erziehung des Gurgelstrozza, Sohn des Grandgoshiers, eines großen Freßers und Säufers, und der Gurgelmitta von Honigmunda, welche ihrem Mann in seinen hervorragenden Eigenschaften fast gleichkommt. Der Knabe, auf wunderbare Weise, nämlich durch das Ohr geboren, erreicht schon in seiner Kindheit durch die von den Eltern ererbte riesenhafte Größe seines Hungers und Durstes — zu der Befriedigung des letzteren wird die Milch von hundertten von Kühen erfordert —

und durch die gewaltige Ausdehnung seines Körpers gerechtes Erstaunen. Aber nicht bloß für seine leibliche, auch für seine geistige Nothdurft soll gesorgt werden. Da verlangt der Lehrer, der von dem Vater zuerst erwählt wird, fünf Jahre und drei Monate, um dem Knaben das lateinische Alphabet, dreizehn Jahre und sechs Monate, um ihm die lateinische Sprache beizubringen, und wird deswegen verabschiedet; die Anderen begnügen sich mit geringerer Zeit. Nachdem der eine derselben ihm manches Wissenswerthe beigebracht, wird er mit seinem Zögling nach Paris geschickt, wo beide sich mit geistigen Dingen, körperlichen Uebungen und künstlerischen Spielen lange Zeit beschäftigen.

Diese Fabel ist das Unbedeutendste am Roman, die Hauptsachen sind die satirischen Bemerkungen gegen die verkehrte Erziehung und die schlechten häuslichen Sitten, gegen das Ritterwesen, das sich in Wirklichkeit noch in wenigen Vertretern fand, in der Literatur aber noch vielfach gepriesen wurde, gegen die Unmäßigkeit im Speisen und Trinken, gegen das Modische und Ausländische in Kleidung und Sitten, das Verkehrte in geistigen und sittlichen Bestrebungen.

In diesem seinen größten Werke hatte Fischart manche abergläubische Vorstellungen verspottet; gegen die eine, die Astrologie, richtete er sich in einer besonderen Schrift „aller Praktik Großmutter.“ In dieser giebt er, den unwissenden und die Unwissenheit befördernden Kalendermachern seiner Zeit nachahmend, Regeln, welche nach der Stellung der Gestirne das Schicksal der Menschen vorherzusagen wollen, aber freilich solche, die nur dazu da sind, die eingebildete Weisheit jener thörichten Menschen lächerlich zu machen. Aber immerhin mochten auch Manche sein, welche die Fischart'schen Vorherhersagungen als baare Münze nahmen und die Satire nicht verstanden; um auch ihnen seine Absicht deutlich zu machen, fügte Fischart, freilich erst in einer späteren Ausgabe, seinen Bemerkungen Verse hinzu, aus denen seine Gesinnung deutlich hervorging.

Außer den allgemein sittlichen Zuständen benutzte Fischen auch die politischen Verhältnisse, um seine Landsleute auf Tadelnswerthes hinzuweisen und zu richtiger Betrachtung anzuleiten. Auf Frankreich und Spanien lenkte er hauptsächlich seinen Blick. Die französischen Ereignisse mußten ihn besonders empören. Er hat die Bartholomäus-Nacht erlebt und in heftigen Sonetten seinem Zorn über Katharina von Medici, die er mit Desabel vergleicht und mit dem Gesichte jener bedroht, Luft gemacht; er hat die Ermordung Heinrich's III. durch Jakob Clément erfahren und über dieselbe gefrohlockt deshalb, weil sich dadurch die Schändlichkeit der Jesuiten aller Welt kund gab.

Ein noch schlimmerer Feind für Deutschland und den Protestantismus schien damals Spanien zu sein und daher dasjenige, was hier geschah, noch mehr würdig von Fischen beachtet und seinen Zeitgenossen erzählt zu werden.

Einen ganz besondern Eindruck machte der Untergang der spanischen Armada und Fischen beeilte sich, von demselben den Deutschen zu berichten und diesen Bericht zum Aussprechen eigenthümlicher Ansichten und lehrhafter Warnungen zu benutzen. Er rühmt die Königin von England, höhnt Spanien. Wie Troja hätte es sich 10 Jahre gerüstet, eine Weltherrschaft gründen wollen, es habe gemeint, England zu unterwerfen, da es ihm ja gelungen sei, das große Amerika zu erobern, aber es habe sich schmäzlich getäuscht. Die ganze Unternehmung, die auch eine Erhebung des Katholicismus zu Gunsten und unter Mitwirkung des Papstes gewesen sei, sei kläglich gescheitert, England stehe größer da als zuvor, und auch Deutschland, gegen das sich nach Unterwerfung England's und der Niederlande wohl der Uebermuth Spaniens gerichtet haben würde, dürfe frohlocken über „den neuen englischen Gruß,“ welcher Spanien geworden sei. Als etwa ein Jahrzehent später im Jahre 1588 eine katholische Schrift erschien, welche den verunglückten Zug der Deutschen gegen Frankreich im Jahre 1588

verspottete, behandelte Fischart seinen Lieblingsgegenstand auf's Neue. Wenn auch dieser Zug verunglückt sei, so sei er doch besser und ruhmvoller als jener Zug der spanischen Flotte, denn diese sei nicht einmal nach dem Lande gekommen, gegen das sie bestimmt gewesen; die Deutschen hätten doch wenigstens Frankreich erreicht.

Aber vor Allem war Fischart ein religiöser Satiriker: der einzige Reformirte, welcher gegen das Papstthum und gegen die Jesuiten auftrat. Als echter Künstler wählt Fischart sich einen besondern Gegenstand des Angriffes; zwei Persönlichkeiten, die nun durch Fischart's Satiren unsterblich, zugleich aber auch ewig lächerlich geworden sind, während sie eigentlich Männer waren, von denen wenigstens der eine eine gewisse Anerkennung verdient. Ludwig Rab und Johannes Ras waren es, gegen die sich Fischart's Satire richtete; Rab, der Sohn eines protestantischen Pfarrers, zum Katholicismus übergegangen und wegen liederlicher Streiche den Zeitgenossen verdächtig und von ihnen verachtet, ein Mensch ohne Würde und ohne schriftstellerische Bedeutung, Ras in seiner Jugend Handwerker, durch einen gewissen religiösen Schwung und tiefe Innerlichkeit zum theologischen Beruf hingedrängt, ein vorzüglicher und allgemein beliebter Prediger, der Vertheidigung seines Glaubens auf's Eifrigste ergeben und nicht ohne Geschick, wenn auch freilich mit der ganzen Derbheit und Plumpheit seiner Zeit die gegen die katholische Religion erhobenen Angriffe abwehrend. Gegen sie und gegen die geistlichen Orden überhaupt richteten sich Fischart's satirische Schriften.

In dem „Barfüßer Sektens- und Kuttenstreit“ erzählt er, wie er in Affisi im Traum die Gestalt des heiligen Franziskus erblickt und beobachtet habe, wie dieselbe von den Genossen aller der Orden, welche sich nach dem Namen des Franziskus nennen, seiner Kleider, Sandalen, seines Gürtels, seiner Haare, kurz alles dessen, was er getragen, beraubt worden wäre; denn nur sein Aeußerliches

wüßten diese Orden nachzuahmen, von seinem Geiste und seiner Heiligkeit besäßen sie nichts.

Hatte er in dieser Schrift die Nachfolger des Franziskus zum Gegenstande seines Angriffs genommen, so erkor er sich Franziskus und seinen Genossen Dominikus selbst als Ziel in einer zweiten Satire „von St. Dominici und Franzisci Leben. Er verspottet ihre Thaten, durch welche sie sich den Namen von Heiligen erworben, verlacht ihre angeblichen Wunder und leitet den Gegensatz, in welchem sich die beiden Orden befänden, von kleinlichen Streitigkeiten her, welche zwischen den Stiftern derselben bestanden hätten. Einstmals nämlich, so erzählt er, seien die beiden Heiligen desselben Weges gegangen, und als sie vor ein Wasser kamen, das sie überschreiten mußten, da habe Franziskus den Dominikus, welchen er trug, gefragt, ob er Geld besitze, und als dieser es verneinte, ihn in's Wasser fallen lassen und dadurch seinen heftigsten Grimm erregt.

Aber diese Schriften waren Vorspiele zu einer größern; von den unbedeutenderen Orden wendete sich Fischart zu dem bedeutendsten, dem Jesuitenorden; gegen ihn ist das Jesuitenhütlein gerichtet. Lucifer, welcher fürchtet, daß sein Reich zu Ende gehen werde, will, um Christus die Welt zu entreißen, seine Anhänger sammeln und sie den Schaaren seines mächtigen Gegners entgegenstellen. Zu diesem Zwecke macht er einen gewaltigen Hut mit vier Ecken oder Hörnern und weist ein jedes derselben einem Theile seiner Anhänger als schützendes Obdach zu. Unter dem ersten versammelt er die Mönche, deren Haupteigenschaften Faulheit, Heuchelei, Täuscherei seien; unter dem zweiten die Prälaten, welche die Eigenschaften der Mönche in erhöhtem Maasse besitzen, und zu denselben noch Pracht und Hoffahrt hinzufügen; das dritte ist dem Papst bestimmt, welcher außer den früher angegebenen Lastern noch durch Simonie, Prüfunden-Stehlen, Meineid, Verfluchung

der Obrigkeit, Aufregung zum Aufruhr besleckt sei. Das vierte aber ist der Wohnsitz der Jesuiten.

Wir nannten sie Suiten und Wider,
 Welche unsere schöne Namen
 Sie doch mit dem Namen Jesu beschamen . . .
 Sie nennen sich die Jesuiter,
 Da sie doch heißen Jesu zu wider.

Nun ist der Hut gemacht; der eigentliche Träger desselben Loyola, Lugevoll von Fischart genannt, erhebt sich; Lucifer triumphirend über das gelungene Werk wendet sich an die Versammelten und an die Träger des Hutes mit feurigen Worten, bestimmt als ihre Aufgabe, Christus entgegenzutreten und das Reich des Satan auf der Welt auszudehnen und entläßt sie mit Worten, in denen er sie als treue Genossen erkennt.

Aber wir haben dem Dichter und Schriftsteller, dem Manne Fischart, nicht genug gethan, wenn wir von seinen Satiren allein reden. Denn während andere Satiriker sich damit begnügten, strafend und mahnend auf Tadelnswerthes hinzuweisen, bemüht sich Fischart, dem Negativen ein Positives entgegenzustellen, dem Schlechten gegenüber, das er getadelt, ein Ideal zu zeichnen, nach dem zu streben er mit eiservollen Worten antreibt.

Er hat die sittlichen Laster seiner Zeit verhöhnt, aber nun schrieb er auch Bücher über die Ehe und die Erziehung der Kinder; er hatte die Halbgelehrten und Stümper angegriffen, nun schrieb er ein liebliches Lob der Laute, ein Werkchen, in dem er sinnig und verständnißvoll die Macht der Töne pries und die Bedeutung der Musik für Friedenswerke heredit schilderte; er hatte die religiöse Unuldksamkeit und Verfolgungssucht getadelt, nun lehrte er den Grundsatz religiöser Duldung; die Gegner Deutschlands, Spanier und Katholiken hatte er hart angegriffen, nun rief er Deutschland auf und feierte einzelne allgemeine Ereignisse, die ihm ganz besonders lieb und der poetischen Behandlung werth erschienen, oder

kleine Lokal-Ereignisse, die in der allgemeinen Geschichte kaum der Erwähnung werth sind. Aber der bildende Künstler und der Dichter haben das beneidenswerthe Vorrecht, daß sie selbst die kleinsten Thaten unsterblich zu machen vermögen; was durch den Mund des Dichters einmal ist gefeiert worden, das troßt den Zeiten weit besser, als das, worüber Urkundenstöße durch Jahrzehnte gesammelt und angehäuft worden sind.

Strasburg, Bern und Zürich hatten ein Bündniß geschlossen, dieses wird von Fischart gefeiert, jede der drei Städte in ihrer Besonderheit geschildert und gelobt. Dem Bündniß selbst wird Dauer gewünscht und Beständigkeit, Erreichung seines Zieles, guter Nachbarschaft nämlich und Erhaltung deutscher Gesinnung und freier Einrichtungen.

Zwei dieser Städte, Zürich und Strasburg, waren i. J. 1576 durch ein eigenthümliches Ereigniß einander nahe getreten. Zu einem Schützenfest, das in Strasburg stattfand, hatten Züricher Bürger einen Topf voll Hirsebrei gebracht, und durch schnelles Rudern eine Reise, die sonst auf vier Tage berechnet wurde, in einem Tage vollendet, so daß sie den Inhalt des Topfes noch warm nach Strasburg brachten und die Speise mit ihren Genossen verzehrten. Dies Ereigniß schildert der Dichter, aber seine Schilderung erhebt sich zu einem Preis der Arbeit, die Alles vollbringt, was der Sinn des Arbeiters begehrt, welche keine Hindernisse scheut und selbst die stärksten aus dem Wege räumt. Es ist ungemein lieblich, in welcher Weise Fischart die Fahrt beschreibt, die schöne Gegend schildert, an der die Rudern den vorbeifahren; den Kampf, den sie mit der Sonne zu bestehen haben und die Hülfe, die sie vom Vater Rhein erlangen. Jene will die Züricher Männer hindern, an ihr Ziel zu gelangen, dieser aber ermuntert sie mit freudigem Zuruf; immer stärker wird die Glut der Sonne, immer mühevoller die Arbeit der Rudern den, fast sinkt ihnen der Muth und die Kraft, aber der Rhein ermunthigt sie:

Ihr sehet ja mein Wasser klar,
 Gleich wie ein Spiegel offenbar,
 So lang man wird den Rhein befahren,
 Wird keiner euer Lob nicht sparen,
 Sondern wünschen, daß sein Schiff lief
 Wie von Zürich das glücklichst Schiff.

Vaterlandsliebe war bei Fischart auf's engste verbunden mit der Hochhaltung der Religion; sein Kampf gegen Spanien und Frankreich ist zumeist aus dem Umstande erklärlich, daß diese Länder katholisch waren. Als treuer Bekenner seines Glaubens schrieb er religiöse Erbauungsbücher, dichtete Kirchenlieder und übersetzte Psalmen. Aber trotz seiner religiösen Sinnigkeit theilt er doch nicht die beschränkten Ansichten seiner Religionsgenossen. In seinem Gedichte „die Gelehrten, die Verkehrten“, erhebt er sich zu Ansichten, die gewiß von Wenigen seiner Zeit getheilt wurden. Er setzt auseinander, daß die Gelehrten gar oft die Verkehrten gewesen sein, daß der Allergelehrteste, der Papst, auch der Verkehrteste genannt werden müsse, daß die Reinheit des Glaubens oft gerade bei denen sich gefunden habe, die einfältig an Sinn und Geist gescholten worden waren. Wie Sebastian Franck eine Rekerchronik geschrieben, so dichtet Fischart eine Verherrlichung derer, die als ungläubig oder verkehrtmeinend gegolten haben, und er erhebt sich ferner zu Forderungen, von denen wir oft meinen, daß sie zuerst in unsern Tagen gestellt worden seien, er verlangt Trennung von Kirche und Staat und weist den Fürsten nur die Sorge für weltliche Dinge zu.

Nicht daß sie sollen mit ihrer Gewalt
 Zum Glauben zwingen jung und alt,
 Oder machen ein Einigkeit
 In Christensachen nah und weit,
 Sondern daß sie bei menschlichem Geschlecht
 Halten sollen Gericht und Recht
 Und Frieden schaffen in der Welt.

und verlangt, daß Jeder in seinem Glauben unbeschränkt und unbehelligt bleibe, nur seiner Ueberzeugung zu folgen habe.

Darum, so ist mein treuer Rath,
 Daß man alleine seh auf Gott,
 In Sachen, die den Glauben belangen,
 Soll man an keinem Menschen hangen.

In seinem großen Roman hatte er bereits die Ehe verherrlicht, in kleinen Schriften setzte er das Beginnen fort. Vielleicht hat in jener Zeit kein Dichter so Schönes über das Verhältniß von Mann und Frau, über die Heiligkeit der Ehe geschrieben, wie Fischart.

Wer solches schreibt, der wird wohl etwas Aehnliches in seinem Leben erlebt haben. Fischart ist 1590 gestorben. Fünf Jahre vorher hatte er geheirathet und seiner Ehe entsprossen zwei Kinder. Was aus der Frau geworden ist, wissen wir nicht; nachdem Fischart todt war, wird sein Name kaum mehr genannt; aus dem folgenden Jahrhundert, das sich in Dicht- und Anschauungsweise von ihm entfernt hatte, dringt kein Laut über ihn zu uns, die Zeit schien ihn ganz vergessen zu haben, erst die Gegenwart hat ihn wiedererweckt. Er hat sich selbst ein Denkmal gesetzt durch seine Schriften.

So war Johannes Fischart.

Doch wir wollen nicht ungerecht sein und über ihm, dem Größten, die Anderen vergessen. Und wenn wir nun zum Schluß noch einmal die vier Männer, denen hauptsächlich unsere Besprechung galt, vor unserm Blick vorüberziehen lassen: Brant, Hutten, Murner, Fischart, und uns fragen, ob wir trotz aller Verschiedenheit, die wir unter ihnen bemerken, nicht eine innere Einheit bei ihnen erkennen, so müssen wir es aussprechen, daß sie alle vier erfüllt sind von einem reinen unbestechlichen Streben nach Wahrheit, daß sie Alle ergriffen sind von der Liebe zur

Freiheit. Bedürften wir dessen Zeugniß, so finden wir sie reichlich in den Werken der Männer zerstreut. Der ehrliche Brant, der aufgefordert wurde, die Laster der Zeit doch nicht „mit Eichenrinde zu gerben“ sondern „mit Lindensaft zu schmieren“, wollte davon Nichts hören und entgegnete denen, die ihm diese Aufforderung zukommen ließen:

Wahrheit die bleibt in Ewigkeit,
 Und würd' einem unter Augen ston,
 Wenn niemals wär' dies Büchlein schon,
 Wahrheit ist stärker als alle, die
 Mich hinterreden wollen oder sie.

Gutten sprach als seinen Wahspruch aus:

Die Wahrheit muß herfür, zu Gut
 Dem Vaterland, das ist mein Muth.
 Kein ander Ursach ist, noch Grund,
 Daß ich hab' aufgethan den Mund,
 Und mich gestürzt in Armuth, Noth,
 Das weiß von mir der ewig Gott.

Und die Freiheit?! Ein Jeder liebte sie, wie er sie verstand: Die sittliche Freiheit und die Bekämpfung der Laster, an denen die Welt krankte; die Glaubensfreiheit, das innere Durchdrungensein von der reinen Lehre, wie ein Jeder sie auffaßte; Vaterlandsfreiheit, die Größe und der Ruhm Deutschlands, das war das Ideal, nach dessen Verwirklichung Alle verlangten. Am schönsten aber hat Fischart dieses Streben ausgedrückt. Der Mensch sei frei, so hat er einmal gesagt,

Gleich wie ein Vöglein allzeit singt
 Wenn mans schon in den Käfig zwingt,
 Verachtet das Gefängniß frei,
 Und spott' des Voglers Tyrannei.

Was er aber für Deutschland verlangte, das hat er in folgenden Versen ausgesprochen, die nicht bloß für seine Zeit Geltung haben, sondern auch für manch' andere Periode, die nach ihm über Deutschland dahin ging:

Freiheitsblum ist die schönste Blüh',
 Gott geb', daß diese werthe Blum'
 In Deutschland blühe um und um,
 Dann wächst uns Fried, Freud', Ruh' und Ruhm!

